

Epidemiologische Aspekte der Familiengründung – was hat sich in den letzten 20 Jahren verändert?

Yve Stöbel-Richter, Elmar Brähler, Kerstin Weidner & Hendrik Berth

1. Einleitung

Der politische und gesellschaftliche Umbruch 1989 brachte auch enorme Veränderungen in Familienkonstellationen, -planungen und -entwicklungen hervor. Neben dem generellen demographischen Wandel, welcher Veränderungsprozesse im Kontext von Geburten, Lebenserwartung, Mortalität, Mobilität und Morbidität beschreibt, kamen vielfach innerdeutsche Wanderungsprozesse als Veränderungsfaktor hinzu. Diese Wanderungen hatten nachhaltige Auswirkungen auf Familien und erweiterte Netzwerksysteme. Aber auch hinsichtlich verschiedener Familienleitbilder prallten plötzlich z.T. sehr differente Erwartungshaltungen aufeinander; angefangen bei der Familiengründung, über die Kinderbetreuung und Emanzipationsfrage bis hin zur Vereinbarkeitsdiskussion.

Der folgende Beitrag gibt einen Überblick über verschiedene Aspekte der Familiengründung und deren Veränderung in den letzten 20 Jahren und stellt einige der Veränderungen exemplarisch an Ergebnissen der Sächsischen Längsschnittstudie dar.

2. Theoretischer Hintergrund

2.1 Demographische Entwicklung in Deutschland zwischen 1989 und 2009

Der demographische Wandel in Deutschland kann hauptsächlich durch einen starken Rückgang der Geburtenzahlen und die zunehmende Alterung der Bevölkerung sowie die Zuwanderung von AusländerInnen und AussiedlerInnen beschrieben werden (Eisenmenger/Pöttsch/Sommer 2006; Grünheid 2006).

Bereits seit 1975 wurden in der Bundesrepublik (alte Bundesländer) weniger Kinder geboren, als Menschen starben. Das hat in den letzten Jahren zu einem Schrumpfen der Bevölkerung geführt; eine langfristig stabile Bevölkerungsentwicklung gehört damit der Vergangenheit an (Leip 2004; Kröhnert/Medicus/Klingholz 2006; Tivig/Hetze 2007). Seit 2003 nimmt die Bevölkerung in Deutschland kontinuierlich ab, die Schere zwischen Geburten und Sterbefällen ist auch zukünftig durch Zuwanderungen nicht mehr ausgleichbar (Statistische Ämter des Bundes und des Landes 2007). Konkret in Zahlen bedeutet das, dass im März 2009 in Deutschland 81.882 Millionen Menschen lebten, dies waren 260.000 bzw. 0,3% Personen weniger als im vergleichbaren Vorjahreszeitraum (Statistisches Bundesamt 2009a). Der mangelnde Ausgleich zwischen den hohen Sterbefallüberschüssen und den Zuwanderungssaldi stellt sich zwischen den alten und neuen Bundesländern unterschiedlich dar: In Westdeutschland gibt es mehr Zuwanderung und somit steigende Bevölkerungszahlen; 1991 bis 1993 und 1997 konnte sogar ein Geburtenüberschuss registriert werden. Im Gegensatz dazu sinken die Bevölkerungszahlen in Ostdeutschland – sowohl im Ergebnis von Geburtendefiziten bzw. Sterbefallüberschüssen als auch von Wanderungsverlusten (Grünheid 2006; Statistische Ämter des Bundes und des Landes 2007).

Nach dem Ende der DDR und dem »Beitritt« zur Bundesrepublik Deutschland kam es zu einem dramatischen Absinken der Geburtenzahlen in den neuen Ländern. Die Statistik wies zeitweilig Werte von 0,77 Kindern pro Frau auf (Cornelißen 2005; Grünheid 2006). Dies war der niedrigste ermittelte Wert, den es je in einem Land gegeben hat. Seit Mitte der 90er Jahre sind die Geburtenzahlen in den neuen Bundesländern wieder angestiegen. Hatte die durchschnittliche Kinderzahl im Jahr 1991 noch 30% unter dem westdeutschen Niveau gelegen, so betrug diese im Jahr 2004 pro Frau 1,31 und war damit nur noch um 5% niedriger als in den alten Bundesländern. Dabei trugen vor allem Frauen zwischen 25 und 35 Jahren zu diesem Geburtenanstieg bei; die Zahl der Geburten hatte sich in dieser Altersgruppe im Zeitraum zwischen 1991 und 2004 mehr als verdoppelt: Im Jahr 1991 brachten 1.000 Frauen dieser Altersgruppe ca. 400 Kinder zur Welt, im Jahr 2004 waren es 900 (Eisenmenger/Pötzsch/Sommer 2006). Aber die Wiedervereinigung wirkte sich hinsichtlich der Geburtenentwicklung auch auf Westdeutschland aus, da vor allem in den ersten Jahren nach dem Mauerfall ca. eine Million überwiegend junger Menschen von Ost nach West gezogen war und diese zunächst mit der Etablierung im neuen Arbeits- und sozialen Umfeld beschäftigt war. Dies kann als eine Erklärung herangezogen werden, weshalb auch in den alten Bundesländern die Kinderzahl je Frau zwischen 1990 und 1995 von 1,45 auf 1,34 sank.

Was im Allgemeinen nur wenig bis gar nicht thematisiert wird, ist die gegenläufige Entwicklung der Kinderzahlen je Frau in Ost und West seit 1997; in Ostdeutschland stieg die Zahl bis zum Jahr 2006 von 1,04 auf 1,30 kontinuierlich an, in Westdeutschland hingegen sank sie von 1,44 auf 1,34 (Hoßmann/Kröhnert/Klingholz 2009).

Bis zum Jahr 2006 war es grundsätzlich in Deutschland schwierig, konkrete statistische Berechnungen zur Geburtenentwicklung aufzustellen, viele Angaben beruhten auf Schätzungen bzw. auf Teilstichproben, wie z.B. dem Mikrozensus, so dass Interpretationen nur geringfügig vorgenommen werden konnten. Genaue Zahlen, etwa aus Volkszählungen, gab es seit den 80er Jahren nicht mehr; die letzten Volkszählungen fanden im früheren Bundesgebiet 1987 und in der ehemaligen DDR 1981 statt (Statistisches Bundesamt 2009a).

Im Jahr 2006 wurde aufgrund der vorliegenden eher defizitären Zählungen eine repräsentative Sondererhebung »Geburten in Deutschland« durchgeführt. Im Dezember 2007 wurden diese Daten veröffentlicht. Darüber hinaus wurden im Herbst 2007 das Mikrozensusgesetz und das Bevölkerungsstatistikgesetz vom Gesetzgeber angepasst, wodurch nunmehr im Jahr 2008 im Mikrozensus alle 15- bis 75-jährigen Frauen nach der Zahl der geborenen Kinder befragt werden konnten (Statistisches Bundesamt 2009b).

2.2 Aktuelle Fertilitätsentwicklung

»Im Jahr 2008 lebten in Deutschland rund 20,5 Millionen Mütter im Alter von 16 bis 75 Jahren (Geburtsjahrgänge 1933 bis 1992).« 6,4 Millionen dieser Frauen hatten ein Kind, 8,7 Millionen 2 Kinder und 4,5 Millionen 3 oder mehr Kinder (Statistisches Bundesamt 2009b, S. 8).

Für Deutschland charakteristisch ist der Aufschub der Erstelternschaft zugunsten anderer Lebensalternativen. Darüber hinaus wird aufgrund gestiegener Opportunitätskosten sowie eines sehr hohen Erziehungsanspruchs die Kinderzahl auf eine Größe beschränkt, die unter den entsprechenden gegebenen Lebensbedingungen vertretbar erscheint. Eine beschränkte Kinderzahl ergibt sich aber auch aus der Entwicklung, dass die Entscheidung zur Elternschaft grundsätzlich nach hinten verschoben wird; das durchschnittliche Erstgraviditätsalter liegt inzwischen bei 28 Jahren. Der Anteil der sogenannten Spätgebärenden (Frauen über 34 Jahre) ist in den letzten zwei Jahrzehnten von 1,3% auf 22% erheblich gestiegen. Dies führt dazu, dass inzwischen 70% aller Schwangerschaften von den Medizinern als Risikoschwangerschaften eingestuft werden,

was wiederum enorme Mehrkosten und diagnostischen Aufwand nach sich zieht (Cornelißen 2004; Saleth 2005; Wirth/Dümmler 2005).

Das Aufschieben der (Erst-)Elternschaft wird häufig auch als so genannter Timing- bzw. Tempoeffekt diskutiert (vgl. Sobotka 2005; Kohler/Ortega 2004). Dieser Anpassungsprozess in den neuen Bundesländern an die Fertilitätsmuster der alten Bundesländer hat zu einer sogenannten »Geburtenlücke« geführt. Im Jahr 1997 lag die zusammengefasste Geburtenziffer in den neuen Bundesländern zum ersten Mal seit der Wiedervereinigung wieder über eins. 2001 lag sie mit knapp 1,2 nur noch geringfügig unter dem Niveau der alten Bundesländer (Leip 2004).

Die durchschnittliche Kinderzahl kann, ebenso wie die endgültige Kinderlosigkeit als genauer Wert erst nach Abschluss der fertilen Phase endgültig angegeben werden; so beträgt sie für die Kohorte der 1958 geborenen Frauen in den alten Bundesländern 1,6 Kinder, in den neuen Bundesländern 1,8 (Statistisches Bundesamt 2009b). Einfluss auf die Entwicklung dieser Zahl hat einerseits die durchschnittliche Zahl der Kinder pro Frau und andererseits die zahlenmäßige Veränderung der Frauen, die kinderlos bleiben. Der Anteil letzterer ist in den vergangenen Jahren kontinuierlich gestiegen: Betrug er in den Jahrgängen 1933 bis 1948 kontinuierlich 11–12%, so stieg er für die Kohorten der zwischen 1964 und 1968 geborenen Frauen bereits auf 21%, beträgt für die im Jahr 2008 35- bis 39-Jährigen 26% und für die 30- bis 34-Jährigen 43% (Statistisches Bundesamt 2009b). Selbst wenn die derzeit 30- bis 34-jährigen Frauen ihre Familienplanung noch nicht abgeschlossen haben, sinkt mit zunehmendem Erstgraviditätsalter die Wahrscheinlichkeit für ein zweites oder gar drittes Kind (Sobotka 2005). Besonders viele kinderlose Frauen leben in den Stadtstaaten Berlin, Bremen und Hamburg.

Dabei entscheiden sich Frauen in den neuen Bundesländern häufiger für eine Mutterschaft, allerdings dann eher für *ein* Kind, während in den alten Bundesländern der Anteil der kinderlosen Frauen größer ist, ebenso wie der Anteil der Mehrkindfamilien.

Neben der Polarisierung zwischen (Mehrkind-)Elternschaft und Kinderlosigkeit findet auch eine Entkopplung von Ehe und Elternschaft statt; vor allem in den neuen Bundesländern ist das Lebensmodell der allein erziehenden (jungen) Mutter sehr häufig anzutreffen. Gängig ist inzwischen aber auch die Heirat nach der Geburt des ersten Kindes bzw. ein Zusammenleben mit Kind ohne Trauschein (Dorbritz/Höhn/Naderi 2005). Hierbei handelt es sich allerdings nicht um ein neues Familiengründungsmuster, sondern um das Fortführen einer Lebensform, welche bereits in der DDR – wenngleich aus anderen Gründen – vielfach praktiziert worden war. Hier hatte man im Gesetz explizit

nicht zwischen ehelichen und unehelichen Kindern unterschieden, alleinstehende Mütter wurden aber bevorzugt bei der Vergabe von Wohnungen und Krippenplätzen behandelt. Im Jahr 1990 waren es 35% der Kinder, welche in Ostdeutschland nicht ehelich geboren wurden (Westdeutschland: 10,5%). Dieser Anteil erhöhte sich bis 2006 auf fast 60%, während er im Westen nur auf 23% anstieg (ZDWA, 2009). Deutschland liegt allerdings mit einem Wert von insgesamt 30% nicht-ehelicher Geburten im Jahr 2006 im mittleren europäischen Durchschnitt. Allgemein gehen in westeuropäischen Ländern hohe Quoten nicht-ehelicher Geburten tendenziell mit hohen Geburtenziffern einher; neuere Partnerschaftsformen stehen somit keineswegs in Widerspruch zu einer Familienorientierung (Heß-Meining/Tölke 2005). In der aktuellen Studie des Berlin-Institutes für Bevölkerung und Entwicklung (2008) wird auch dieser Indikator als Grad für Emanzipation interpretiert: In allen westeuropäischen Ländern, die eine Gesamtfertilitätsrate von mehr als 1,7 Kindern je Frau aufweisen, wird ein größerer Anteil aller Kinder außerhalb von Ehen geboren als in Deutschland. Darüber hinaus zeigte sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen Fertilität und Geschlechtergleichstellung sowie hinsichtlich des Vorhandenseins guter Betreuungseinrichtungen und des Anteils von Frauen mit hohen Bildungsabschlüssen in Naturwissenschaft und Technik. Als wesentlicher Aspekt für Gleichberechtigung werden in dieser Studie die Differenzen zwischen Männer- und Frauenerwerbslosigkeit sowie der Erwerbstätigenquote beider Geschlechter angeführt.

In Deutschland ist die Zahl der gewünschten Kinder im Vergleich mit anderen ausgewählten europäischen Ländern am geringsten: Frauen geben eine durchschnittliche Kinderzahl von 1,75, Männer von 1,59 an. In den anderen Ländern wünschen sich die Frauen zwischen 1,84 (Österreich) und 2,33 (Polen), die Männer zwischen 1,78 (Österreich) und 2,29 (Polen) Kinder (Höhn/Ette/Ruckdeschel 2006).

Viele Quellen postulieren, dass, um die Bevölkerung längerfristig stabil zu halten, eine durchschnittliche Kinderzahl von 2,1 Kindern notwendig wäre (ZDWA 2005; Birg/Flöthmann 2002). Dies wäre allerdings nur dann korrekt, wenn die Lebenserwartung konstant bliebe. Tatsächlich steigt jedoch seit 1840 die Lebenserwartung um knapp 2–3 Monate pro Jahr. Prognosen zufolge werden somit heute 18-jährige Männer ein durchschnittliches Alter von 88 und Frauen von 94 Jahren erreichen (Lampert/Kroll 2005). Das bedeutet aber auch, dass unsere Bevölkerung ab einer Kinderzahl von ca. 1,6 bis 1,7 nicht weiter schrumpfen wird (Vaupel 2001).

3. Methodik

Die Sächsische Längsschnittstudie wurde im Jahr 1987 begonnen und wird seitdem jährlich als Längsschnittuntersuchung durchgeführt. Gegenwärtig liegen die Daten von ca. 400 Probanden bis zum Jahr 2009 und somit aus 23 Erhebungswellen vor (vgl. Förster 2002; Berth et al. 2007; Stöbel-Richter et al. 2007 sowie www.wiedervereinigung.de/sls/). Das 1987 gebildete Panel stellt eine Zufallsauswahl der seinerzeit 14-jährigen SchülerInnen des Jahrganges 1973 aus Schulen der Bezirke Leipzig und Karl-Marx-Stadt (Chemnitz) dar, welche repräsentativ für die damalige Grundgesamtheit der 14-Jährigen in der DDR war. Wie die Berechnungen von Förster (2002, 2007) belegen, ist auch die nach der Wende erfasste Teilpopulation wiederum eine Zufallsauswahl aus der damaligen Gesamtpopulation und kann deshalb ebenfalls als repräsentativ für die genannte Altersgruppe gelten (ausführlicher statistischer Nachweis vgl. Förster 2002, 2007).

Die Daten der ca. 400 ProbandInnen zu 23 Erhebungszeitpunkten ermöglichen eine umfangreiche, zusammenhängende Dokumentation über wichtige Etappen des Lebensweges einer identischen Gruppe von jungen Menschen (Förster 2007) und somit auch über Prozesse der Familiengründung.

Die Erhebungen fanden in jedem Fall schriftlich statt, seit 1990 werden die Befragungen postalisch versandt.

In die Auswertungen der vorliegenden Arbeit gingen überwiegend die Ergebnisse der Wellen 10 bis 23 (1994 bis 2009) ein, mit einem Schwerpunkt auf den Wellen 18 und 20 (2004 und 2006), da in diesen Wellen neben den sonstigen Fragen spezielle Fragen zur Familienbildung eingesetzt worden waren.

Die vorliegenden Daten wurden mittels SPSS 17 für Windows bearbeitet und ausgewertet. Die Auswertungen erfolgten sowohl auf deskriptiver als auch auf interferenzstatistischer Ebene. Die Daten wurden auf Fehler kontrolliert und gegebenenfalls bereinigt und dann mittels bivariater und multivariater statistischer Verfahren analysiert.

Bis zum Jahr 2002 wurden, entsprechend dem Hauptanliegen der Studie, überwiegend Fragen zur Auseinandersetzung mit dem aktuellen Gesellschaftssystem gestellt. Durch die Kooperation des Studienleiters P. Förster (Forschungsstelle Sozialanalysen) mit H. Berth (C. G. Carus-Universität Dresden) sowie E. Brähler und Y. Stöbel-Richter (Universität Leipzig) wurde in die Befragungswellen 16–23 jeweils ein Zusatzbogen aufgenommen, der vor allem die Aspekte Arbeitslosigkeit und Familiengründung thematisierte, aber auch Fragebögen zum Befinden (z.B. GBB, F-SOZU, HADS etc.) enthielt.

Die 15. Erhebungswelle ging nicht in die Auswertungen ein, da diese nur aus einem sehr kurzen Fragebogen bestand.

4. Ergebnisse

4.1 Stichprobe

An der 23. Erhebungswelle im Jahr 2009 nahmen 364 Personen teil, davon waren 174 Männer (47,8%) und 190 Frauen (52,2%), das Durchschnittsalter der altershomogenen Stichprobe betrug zu diesem Zeitpunkt 36,2 Jahre. 80% sind mit einem Partner/einer Partnerin zusammen, 72% der Teilnehmer haben Kinder. 49,4% waren verheiratet, 5,3% geschieden, 10,9% lebten in einer Lebensgemeinschaft, 20,1% waren ledig mit Partner und 14,2% ledig ohne Partner. Die berufliche Situation stellt sich wie folgt dar: 50,6% waren Angestellte, 18,0% Arbeiter, 10,2% Selbständige, 5,2% Beamte, 6,6% zu Hause/in Elternzeit und 5,0% arbeitslos. Die verbliebenen Teilnehmer studieren oder gehen einer anderen Beschäftigung nach. Von der Untersuchungsgruppe leben mittlerweile 23,2% im Westen Deutschlands ($n = 84$) und 1,9% ($n = 7$) im Ausland.

4.2 Aktueller Kinderwunsch

Trotz gesellschaftlicher Umbrüche und Geburtenrückgang ist Kinder groß ziehen nach wie vor ein sehr bedeutsames und über die Dauer der Zeit auch ein relativ stabiles Lebensziel, welches im Verlauf des Lebens an Bedeutung zunimmt.

In der folgenden Abbildung 1 ist der Verlauf der Lebensziele Partnerschaft (»Ein glückliches Ehe- und Familienleben führen«) und Kinder (»Eigene Kinder großziehen«) über die einzelnen Befragungszeitpunkte hinweg dargestellt. Deutlich wird die Wichtigkeit beider Lebensziele, aber auch die Zunahme des Lebensziels Kinder zwischen dem 27. und 35. Lebensjahr. Betrachtet man Männer und Frauen getrennt, so zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern und über die Jahre hinweg; erwartungsgemäß sind für Frauen beide Lebensziele noch wichtiger als für Männer (Ergebnisse 2009: *Lebensziel Partnerschaft*: MW Männer: 4,57, Frauen: 4,82; $F = 15,67$; $p \leq .001$, *Lebensziel Kinder*: MW Männer: 4,28, Frauen: 4,6; $F = 9,05$; $p = .003$).

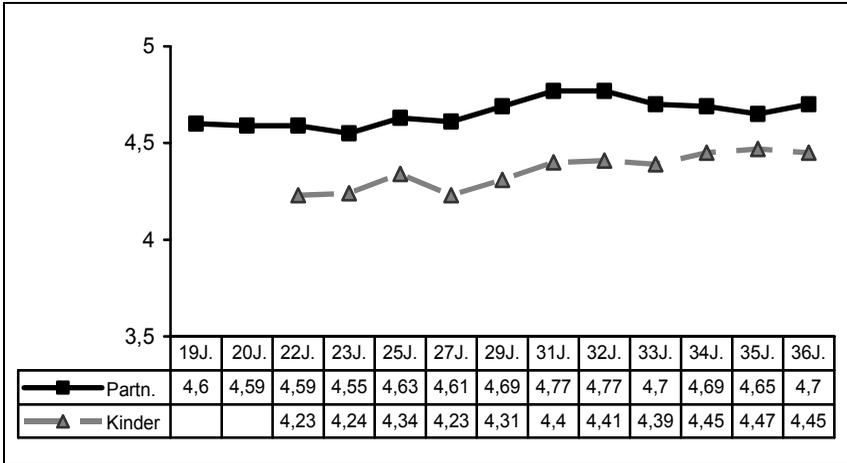


Abb. 1: Entwicklung der Lebensziele Partnerschaft und Kinder zwischen 1992 und 2009 (Mittelwerte invertiert, 1 = überhaupt nicht bedeutsam 2 3 4 5 = sehr bedeutsam)

Dennoch hat nur ein Teil der Befragten zurzeit einen aktuellen Kinderwunsch («Wie stark wünschen Sie sich im Moment ein Kind?» Antwortmodell: 1 = gar nicht bis 5 = sehr stark): 68% wünschen sich derzeit kaum oder gar kein Kind, 16% sind ambivalent («etwas»), 17% geben einen starken bzw. sehr starken Kinderwunsch an. Damit kann ein leichter Rückgang des aktuellen Kinderwunsches konstatiert werden, im Jahr 2006 hatten noch 21,8% einen starken bzw. sehr starken Kinderwunsch angegeben. Nach wie vor (auch in 2009) ist der Kinderwunsch bei Männern (2,17) höher als bei Frauen (1,94), jedoch nicht signifikant ($T = 1,667$; $df = 339$; $p = .096$).

4.3 Ideale Kinderzahl

Betrachtet man die Entwicklung der idealen Kinderzahl im Längsschnitt, so erweist sich diese als erstaunlich stabile Größe in allen Bereichen: Im Jahr 1995 (22,5 Jahre) gaben 9,9% an, ein Leben ohne Kinder führen zu wollen, im Jahr 2009 waren dies 11% (36 Jahre). Ein Drittel gibt ein Kind als Ideal an (30,4% im Jahr 1995, 27% im Jahr 2009), etwas mehr als die Hälfte zwei Kinder (51% im Jahr 1995, 51% im Jahr 2009), 8,9% gaben im Jahr 1995 drei und mehr Kinder als Ideal an, 11% im Jahr 2009.

Vergleicht man Männer und Frauen getrennt voneinander, so wird deutlich, dass die ideale Kinderzahl der Männer stabiler ist als diejenige der Frauen und dass bei den Frauen zwischen 31 und 33 Jahren die ideale Kinderzahl ansteigt, im weiteren Verlauf dann aber wieder abnimmt (vgl. Tabelle 1). Dieser Trend setzt sich in den folgenden Jahren fort, ob er als Alterseffekt interpretiert werden kann, ist jedoch noch abzuwarten.

Tabelle 1: Ideale Kinderzahlen bei Männern und Frauen zwischen 1995 und 2009

	1995	1996	1998	2000	2002	2003	2004	2005	2006	2007	2008	2009
Alter in Jahren	22	23	25	27	29	30	31	32	33	34	35	36
Welle	11	12	13	14	16	17	18	19	20	21	22	23
Männer	1,59	1,74	1,68	1,64	1,66	1,66	1,64	1,55*	1,57*	1,66	1,62	1,60
Frauen	1,62	1,68	1,66	1,65	1,60	1,66	1,71	1,76*	1,79*	1,74	1,74	1,68

*p < .05, Signifikanz zwischen Männern und Frauen

4.4 Realisierte Kinderzahl

Seit dem 19. Lebensjahr wurden die Befragten nach bereits vorhandenen Kindern und danach gefragt, wie viele Kinder sie einmal haben möchten.

Im Alter von 36 Jahren sind 72% der Befragten Eltern. Der Anteil der Ein- und Zwei-Kind-Familien ist gleich verteilt mit jeweils 33%, 6% haben drei oder vier Kinder. 28% haben kein Kind.

Betrachtet man Männer und Frauen getrennt voneinander, so zeigen sich folgende Tendenzen: Männer werden signifikant später und weniger oft Vater als Frauen Mütter; im Alter von 25 Jahren haben bereits 16,1% der Frauen, aber nur 5,4% der Männer ein oder zwei Kinder. Im Alter von 36 Jahren sind immerhin noch 34% der Männer und 22% der Frauen kinderlos, 35% der Männer und 31% der Frauen haben ein Kind. Zwei Kinder haben 27% der Männer und 39% der Frauen. 3% der Männer und 8% der Frauen haben drei oder vier Kinder. Vergleicht man diese Zahlen mit den Vorjahren, so zeigt sich, dass vor allem zweite, dritte und vierte Kinder geboren wurden.

4.5 Emanzipation im Alltag

In der 21. Welle der SLS wurden verschiedene Aspekte der (Ideal-)Vorstellungen über die Partnerschaft erfragt. Sowohl Männer als auch Frauen können sich sehr gut vorstellen, dass sich beide Partner gleichermaßen Gedanken über Schwangerschaftsverhütung machen, dass beide voll berufstätig sind und sich die Hausarbeit teilen, dass sich auch der Mann um die kleinen Kinder kümmert und abends auch mal die Kinder betreut, während die Frau ausgeht. Teilweise bis gut vorstellbar ist ein Umzug aufgrund des Stellenwechsels der Frau, ein Zurückstecken des Mannes zugunsten der Karriere der Frau und dass der Mann Erziehungsurlaub nimmt. Kaum vorstellbar ist, dass nur die Frau arbeitet und der Mann für Erziehung und Hausarbeit zuständig ist. Signifikante Unterschiede zwischen den Geschlechtern zeigen sich nur hinsichtlich der Frage, ob der Mann Erziehungsurlaub nehmen sollte ($F = 6,025$; $p = .015$); interessanterweise können sich dies die Männer eher vorstellen als die Frauen. Abbildung 2 zeigt die Mittelwertverteilungen für Männer und Frauen im Detail.

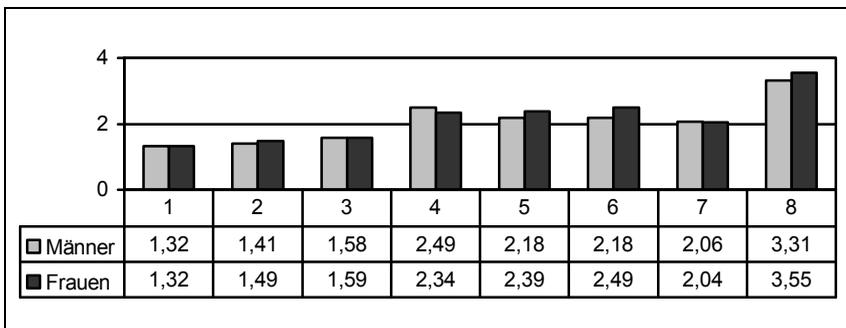


Abb. 2: Vorstellungen über Partnerschaft (Mittelwerte)

Antwortmodell: 1 kann ich mir sehr gut vorstellen 2 3 4 5 kann ich mir gar nicht vorstellen
Ich kann mir vorstellen, dass...

1 = sich beide Partner über Schwangerschaftsverhütung Gedanken machen und der Mann das nicht nur der Frau überlässt.

2 = beide voll berufstätig sind und sich die Hausarbeit teilen.

3 = sich auch der Mann um die kleinen Kinder kümmert.

4 = beide in eine andere Stadt ziehen, weil die Frau dort eine neue Stellung bekommt.

5 = der Mann bei der Karriere etwas zurücksteckt, damit auch die Frau arbeiten kann.

6 = der Mann Erziehungsurlaub nimmt.

7 = der Mann abends die Kinder betreut, damit die Frau ausgehen kann.

8 = nur die Frau arbeitet und der Mann sich um die Hausarbeit und die Kindererziehung kümmert.

5. Diskussion

Auch wenn der Geburtenrückgang, welcher im Zeitraum zwischen 1990 und 1995 in den neuen Bundesländern stattfand, weltweit nahezu einmalig ist, kann doch die Geburtenentwicklung in Deutschland insgesamt in den allgemeinen europäischen Kontext eingeordnet werden. Sinkende Geburtenraten und ein weiterer Aufschub der Erstelternschaft sind in den meisten europäischen Ländern anzutreffen, Botev (2006) sowie Lutz und Skirbekk (2005) sprechen von einer »low fertility trap«, in welche immer mehr Länder hineingeraten scheinen. In vielen Ländern Westeuropas gibt es 10% der Frauen im fruchtbaren Alter, die kinderlos bleiben, mit steigender Tendenz. Das hängt auch damit zusammen, dass Kinderlosigkeit mehr und mehr zu einem attraktiven alternativen Lebensstil avanciert (Botev 2006). Allerdings zeigen Entwicklungen in anderen europäischen Ländern, wie Frankreich und Schweden, dass eine pronatalistische Geburtenpolitik durchaus förderliche Effekte auf die Kinderzahlen haben kann. Niedrige Geburtenraten bei gleichzeitig steigendem Bildungsniveau der Frauen und einer wachsenden Erwerbsorientierung werden häufig mit den hohen Opportunitätskosten »eines durch die Familiengründung erzwungenen Rückzugs der Frau aus dem Arbeitsmarkt« erklärt (Hank/Kreyenfeld/Spieß 2004, S. 229). Brewster und Rindfuss (2000) stellen fest, dass die inverse Beziehung zwischen Fertilität und Frauenerwerbstätigkeit die Unvereinbarkeit von Kind und Beruf in modernen Industriegesellschaften widerspiegelt. Dennoch ist unter bestimmten Umständen auch die Umkehrung dieser bislang negativen Korrelation möglich, als Voraussetzungen hierfür führt McDonald (2000) die folgenden Bedingungen an: gleichberechtigte Geschlechterrollen, flexible Arbeitsbedingungen, eine ausreichende Versorgung mit Möglichkeiten zur außerhäuslichen Kinderbetreuung sowie die Familienkompatibilität von Arbeitsplätzen vor allem hinsichtlich der Arbeitszeit (vgl. Hank/Kreyenfeld/ Spieß 2004).

Dass die Vereinbarkeit von Familie und Berufstätigkeit möglich ist, zeigen die Lebensverläufe in den neuen Bundesländern; die von uns befragte Kohorte ist überwiegend mit diesem Lebenskonzept aufgewachsen und hat es nachhaltig internalisiert. Hierfür sprechen die Ergebnisse, wenn man den Stellenwert von Kinder haben bzw. Kinder großziehen/eine Familie gründen und die gleichzeitig realisierte Berufstätigkeit betrachtet ebenso, wie die Ansichten zu gleichberechtigter Partnerschaft. Nichtsdestotrotz wird es auch in dieser Kohorte einen den Ergebnissen aus repräsentativen Bevölkerungsbefragungen ähnlichen Prozentsatz von Personen geben, die – überwiegend gewollt – kinderlos bleiben.

In den neuen Bundesländern waren die Optionen zur außerhäuslichen Kinderbetreuung und damit zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf ununterbrochen gegeben, so dass die strukturellen Voraussetzungen weitaus besser waren und sind, als in den alten Bundesländern. Die von uns jährlich durchgeführte Studie zeigt darüber hinaus, dass auch der immer wieder als Ursache ins Feld geführte Aspekt der Höherqualifizierung der Frauen in diesem Kontext nicht greift; Frauen mit Hochschulabschluss entscheiden sich zwar später für eine Familiengründung, haben aber inzwischen das gleiche Niveau erreicht, wie Frauen ohne Hochschulabschluss (hier nicht im Detail dargestellt, vgl. Stöbel-Richter 2010).

Zu untersuchen bleibt allerdings, wie sich der Aspekt von Arbeitslosigkeit längerfristig auswirkt, erste Ergebnisse sprechen für einen Zusammenhang im Kontext der Familiengründung in Form von Aufschub (vgl. Stöbel-Richter 2010) bzw. vielleicht sogar für einen kompletten Verzicht.

Fakt ist, dass durch den demographischen Wandel die Diversifizierung von Lebensverläufen befördert wird. »Das starre Modell von Bildung – Arbeit – Alter und das Einzwängen der Familiengründung in die ohnehin schon stressbeladene Phase des beruflichen Einstiegs wird flexibleren Arbeits- und Lebensformen weichen müssen« (Enquete-Kommission 2008, S. 11).

Vor allem der Osten Deutschlands wird sich nicht nur mit dem Phänomen der alternden Gesellschaft, sondern auch mit dem der Abwanderung und somit der Bevölkerungsschrumpfung auseinandersetzen müssen. Auch diese Wanderungsbewegungen führen zu einer Verringerung der Basis für Familiengründungen.

Literatur

- Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung (2008): Emanzipation hebt die Nachwuchszahlen. Warum die Kinderzahlen in den Ländern Westeuropas so unterschiedlich hoch sind. Demos-Newsletter 51. http://www.berlin-institut.org/newsletter/51_11_Juni_2008.html.pdf
- Berth, H.; Förster, P.; Brähler, E. & Stöbel-Richter, Y. (2007): Einheitslust und Einheitsfrust. Junge Ostdeutsche auf dem Weg vom DDR- zum Bundesbürger. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Birg, H. & Flöthmann, E.-J. (2002): Langfristige Trends der demographischen Alterung in Deutschland. Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie 35, 387–399.
- Botev, N. (2006): Is Europe trapped in/by low fertility? *Entre Nous. The European magazine for sexual- and reproductive health* 63, 4–7.
- Brewster, K. L. & Rindfuss, R. R. (2000): Fertility and women's employment in industrialized nations. *Annual Review of Sociology* 26, 271–296.

- Cornelißen, W. (2005): Gender-Datenreport. Erstellt durch das Deutsche Jugendinstitut e.V. in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt unter der Leitung von W. Cornelißen, Internetpublikation: Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.
- Dorbritz, J.; Höhn, C. & Naderi, R. (2005): The demographic Future of Europe – Facts, Figures, Policies. Ergebnisse der Population Policy Acceptance Study (DIALOG-PPAS). Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung und Robert-Bosch-Stiftung.
- Eisenmenger, M.; Pöttsch, O. & Sommer, B. (2006): 11. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung – Annahmen und Ergebnisse. Wiesbaden (Statistisches Bundesamt).
- Enquete-Kommission (2008): Bericht der Enquete-Kommission »Demographische Entwicklung und ihre Auswirkungen auf die Lebensbereiche der Menschen im Freistaat Sachsen sowie ihre Folgen für die politischen Handlungsfelder.« Sächsischer Landtag, Drucksache 4/13000 vom 30.09.2008.
- Förster, P. (2002): Junge Ostdeutsche auf der Suche nach Freiheit. Opladen (Leske + Budrich).
- Förster, P. (2007): Zur Sächsischen Längsschnittstudie und zur Untersuchungspopulation. In: Berth, H.; Förster, P.; Brähler, E. & Stöbel-Richter, Y. (Hg.): Einheitslust und Einheitsfrust. Gießen (Psychosozial-Verlag), S. 15–24.
- Grünheid, E. (2006): Die demographische Lage in Deutschland 2005. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 31, 3–104.
- Hank, K.; Kreyenfeld, M. & Spieß, K. C. (2004): Kinderbetreuung und Fertilität in Deutschland. Zeitschrift für Soziologie 33, 228–244.
- Heß-Meining, U. & Tölke, A. (2005): Familien- und Lebensformen von Männern und Frauen. In: Cornelißen, W. (Hg.): Gender-Datenreport. Erstellt durch das Deutsche Jugendinstitut e.V. in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt unter der Leitung von W. Cornelißen, Internetpublikation: BMFSFJ, S. 224–277.
- Höhn, C.; Ette, A. & Ruckdeschel, K. (2006): Kinderwünsche in Deutschland. Konsequenzen für eine nachhaltige Familienpolitik. Stuttgart (Robert Bosch Stiftung GmbH).
- Hoßmann, I.; Kröhnert, S. & Klingholz, R. (2009): Kleine Erfolge. Auch wenn es in Deutschland 2008 weniger Nachwuchs gab: Die Menschen bekommen wieder mehr Kinder – vor allem im Osten der Republik. Diskussionspapier vom Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. <http://www.berlin-institut.org/weitere-veroeffentlichungen/kleine-erfolge.html>
- Kohler, H.-P. & Ortega, J. A. (2004): Old Insights and New Approaches: fertility Analysis and Tempo Adjustment in the Age-Parity Model. In: Feichtinger, G. (Hg.): Vienna Yearbook of Population Research 2004. Vienna (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften), S. 57–89.
- Kröhnert, S.; Medicus, F. & Klingholz, R. (2006): Die demographische Lage der Nation. München (Dtv-Verlag). www.berlin-institut.org.
- Lampert, T. & Kroll, L. E. (2005): Einfluss der Einkommenssituation auf die Gesundheit und Lebenserwartung. DIW Discussion Papers 527. Berlin (DIW).
- Leip, E. (2004): Geburtenentwicklung und gesellschaftliche Struktur. Zur Reichweite von Rational-Choice-Ansätzen am Beispiel generativen Verhaltens. Inauguraldissertation am Fachbereich 12 Sozialwissenschaften der J.-Gutenberg-Universität Mainz.

- Lutz, W. & Skirbekk, V. (2005): Policies addressing the tempo effect in Low-Fertility Countries. *Population and Development Review* 31, 699–720.
- McDonald, P. (2000): Gender Equity, Social Instructions and the Future of Fertility. *Journal of Population Research* 17, 1–16.
- Saleth, S. (2005): Späte Mutterschaft – ein neuer Lebensentwurf? *Statistisches Monatsheft Baden-Württemberg* 11, 14–15.
- Sobotka, T. (2005): Kinder nur aufgeschoben oder ganz aufgehoben? *Demographische Forschung* 1, 3.
- Statistische Ämter des Bundes und des Landes (2007): *Demographischer Wandel in Deutschland. Bevölkerungs- und Haushaltsentwicklung im Bund und in den Ländern*. Wiesbaden (Statistisches Bundesamt). www.destatis.de/kontakt
- Statistisches Bundesamt (2009a): *Bevölkerung Deutschlands bis 2060. 12. koordinierte Bevölkerungsvorausberechnung. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 18. November 2009 in Berlin*. http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Publikationen/Fachveroeffentlichungen/Bevoelkerung.templateId=renderPrint.psml__nnn=true
- Statistisches Bundesamt (2009b): *Mikrozensus 2008. Neue Daten zur Kinderlosigkeit in Deutschland. Begleitmaterial zur Pressekonferenz am 29.07.09 in Berlin*. www.destatis.de
- Stöbel-Richter, Y. (2010): *Fertilität und Partnerschaft. Eine Längsschnittstudie zu Familienbildungsprozessen über 20 Jahre*. Gießen (Psychosozial-Verlag).
- Stöbel-Richter, Y.; Förster, P.; Brähler, E. & Berth, H. (2007): *Vom Single zur Familie*. In: Berth, H.; Förster, P.; Brähler, E. & Stöbel-Richter, Y. (Hg.): *Einheitslust und Einheitsfrust*. Gießen (Psychosozial), S. 143–176.
- Tivig, T. & Hetze, P. (Hg.) (2007): *Deutschland im Demographischen Wandel*. Rostocker Zentrum zur Erforschung des demographischen Wandels. www.rostockerzentrum.de
- Vaupel, J. W. (2001): *Demographic insights into longevity*. *Population: An English Selection* 13(1), 245–259.
- Wirth, H. & Dümmler, K. (2005): *The Influence of Qualification on Women's childlessness between 1970 and 2001 in Western Germany*. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft* 30, 313–336.
- ZDWA – Rostocker Zentrum zur Erforschung des demographischen Wandels (2005): *Deutschland im demographischen Wandel – Fakten und Trends 2005*. http://www.zdwa.de/zdwa/artikel/index_dateien/index_0601.php
- ZDWA – Rostocker Zentrum zur Erforschung des demographischen Wandels (2009): http://www.zdwa.de/zdwa/artikel/diagramme/20060215_99471354_diagW3DnavidW2669.php